Abonnementspreis [illegible] der wöchentlich zweimal erscheinenden Unterhaltungs-Beilage Sachsen Arbeiter-Zeitung. Vierteljährlich 50 Pf., bei Selbstabholung in den Ausgabestellen 60 Pf. ohne Bringerlohn. Durch die Post bezogen [illegible] pro Vierteljahr 2.25. Neue Bestellungen für Deutschland und Oesterreich-Ungarn, für das übrige Ausland 7 M. pro Vierteljahr.

Redaktion Zwingerstraße 22, part. Sprechstunden: Montags von 12 [illegible] 1 Uhr. Telephon: Amt I, Nr. 1789.

Telegramm-Adresse: „Arbeiterzeitung Dresden."

Sächsische Arbeiter-Zeitung

Organ zur Wahrung der Interessen der Arbeiterklasse.

Inserate werden die 5 gespaltene Petitzeile oder deren Raum mit 20 Pf. berechnet und bei wiederholt unentgeltlicher Einrückung keine Rabatt gewährt. Vereinsanzeigen 15 Pf. Zeilenraum können nur bis Dienstag früh 10 Uhr bei der Expedition abgegeben sein und sind im voraus zu bezahlen.

Expedition: Zwingerstraße 22, part. Geöffnet von [illegible] 6 bis abends [illegible] Uhr. Telephon: Amt I, Nr. 1789.

Erscheint täglich mit Ausnahme der Sonn- und Feiertage.

Nr. 282. Dresden, Sonnabend den 6. Dezember 1902. 13. Jahrg.

Der zweite Streich.

Schiedlich und friedlich tagte am Freitag der Reichstag. Die unerhörte Anspannung vom Tage vorher hatte die auf den Zollwucher versessene Mehrheit müde gemacht. Und bittere Enttäuschungen hatten ihren Pessimismus verstärkt. Es ist ein offenes Geheimnis, daß die Abendsitzung am Donnerstag nur anberaumt worden war, weil man annahm, die sozialdemokratische Fraktion müsse am Abend die Referenten für 27 in und um Berlin tagende Volksversammlungen stellen; dann wären die Herren, da die zurückbleibende Kompfraktion nicht mehr im stande gewesen wäre, Anträge auf namentliche Abstimmungen zu stellen, sozusagen unter sich gewesen und hätten ihre „Arbeit" ein erkleckliches Stück gefördert. Aber es kam anders, als die Zollfreunde gerechnet hatten. Schon am Tage vorher hatte die Fraktion beschlossen, den Versammlungen fern zu bleiben, um die Straße der ohnehin bis an die Grenze der Erschöpfung angespannten Abgeordneten nicht noch rascher zu verbrauchen. Als Pfeil am Donnerstag in später Stunde die Majorität ihre Zeitspekulation in scharf satirischer Weise vereitelt, huschte ein verlegenes Lächeln über die Züge der Hermann, Spahn und Konsorten. Sie waren wieder einmal vor dem ganzen Lande als die — weniger Intelligenten gegen den Pranger gestellt worden.

Indessen hat dieser neue Hereinfall natürlich auch die Sucht nach neuen Gewaltmitteln gestärkt. Gröber, Lassermann, Kröcher wollen jetzt, gestützt auf die brutale Uebermacht ihrer Parteigenossen — Graf Arnim würde sagen: ihres Stimmviehs — die diskretionäre Gewalt des Präsidenten vermehren und zugleich den Rednern zur Geschäftsordnung ein Fünfminutenmaulkorb umhängen. Ein heilloser Vorschlag! Hätten Vernunft und kühle Ueberlegung noch eine Stätte bei der Zollwuchermehrheit, dann wären die „starken Männer" gewiß nicht auf diesen Einfall gekommen. Bei den Erörterungen zur Geschäftsordnung handelt es sich zumeist um sehr kniffliche Rechtsfragen, die häufig nur unter Berufung auf Präzedenzfälle erörtert werden können; solche Darlegungen in fünf Minuten zusammenzudrängen, heißt einfach auf vernünftiges Debattieren verzichten. Freilich wollen das die Mehrheitsparteien auch. Denn anders als durch Verzicht auf sachliche und vernünftige Beratungen können sie nicht zu ihrem heißersehnten Ziele gelangen.

Aber der Vorschlag hat der Bedenken noch mehr. Indem er die diskretionäre Gewalt des Präsidenten vermehrt — der hinfort das Wort zur Geschäftsordnung nach eigenem Ermessen erteilen soll —, vermehrt er zugleich auch die Verantwortung des Vorsitzenden. Mehr noch als bisher wird deshalb die Geschäftsführung des jeweiligen Vorsitzenden zum Gegenstand der Kritik im Hause gemacht werden. Der Maulkorb ist leicht dekretiert; ihn jemandem umzuhängen, ist um so schwerer. Schon heute entwickelt der erste Vizepräsident eine bemerkenswerte Virtuosität im Ueberhören der Wortmeldungen auf der linken Seite des Hauses. Was er aber damit angerichtet hat, das haben die Sturmszenen in den letzten Wochen gezeigt. Das Vertrauen zur unparteiischen Geschäftsführung durch das Präsidium ist verloren gegangen, und die Opposition macht einfach vom Rechte der Notwehr Gebrauch, wenn sie sich nicht widerspruchslos fortgesetzt vergewaltigen läßt.

Es hat Zeiten im Reichstage gegeben, wo die Parteilichkeit des Präsidiums geradezu zum Prinzip der Geschäftsführung gemacht worden war. Die „Liberalen" Präsidenten Stephan und von Forckenbeck sind wegen ihrer schikanösen Behandlung der Opposition berüchtigt geworden. Als unsere Partei unter den Lasten und Bedrängungen des Sozialistengesetzes ächzte, suchte man ihre Vertreter im Reichstage systematisch mundtot zu machen. Es bedurfte für unsere Abgeordneten eines großen Aufgebots von Scharfsinn und Schlagfertigkeit, um überhaupt einmal zum Worte zu kommen. Selbst wenn sie sich frühzeitig auf der Rednerliste einzeichnen ließen, dann war kein geringes, daß der Hausknecht des Präsidiums, der zu allen ernsten Dingen gänzlich unfähige Abgeordnete Valentin, im geeigneten Augenblick einen Schlußantrag apportierte. Ging die Sache doch so weit, daß die Nationalliberalen ihrem ehrenwerten Valentin gedruckte Formulare für Schlußanträge zum Geburtstage schenkten! Seit den Tagen elendester „Liberaler" Paschawirtschaft haben sich die Zustände andauernd verbessert. Der konservative Präsident von Levetzow war ein ausgesuchter Gentleman im Vergleich mit den Simson und Forckenbeck; der ultramontane Freiherr von Buol war besser als Levetzow, und der jetzige erste Präsident Graf von Ballestrem galt bisher auch in den Reihen unserer Partei als der beste Vorsitzende. Wie das Vertrauen zu ihm ins Wanken geriet, wie er durch die Zulassung des Strangulierungsantrags von Kardorff trotz seiner „Bedenken" den Bruch der Geschäftsordnung durch die fanatischen Zollwucherer sanktionierte, das steht noch im frischen Gedächtnis unserer Leser.

Dieser Kampf um ein paar Bestimmungen der Geschäftsordnung mag manchem den Gedanken wecken: haben denn diese Dinge in der That die große Wichtigkeit, die man ihnen beimißt? Darüber brauchen nur ein paar Worte gesagt zu werden. In der That handelt es sich hier um Volksrechte von der größten Bedeutung. Jeder Schlag gegen die Geschäftsordnung fällt klatschend ins Gesicht des Volkes. Nur unter Respektierung der Rechtsformen konnte der Kampf des aufgeboteten Volkes gegen die Wuchergelüste einer weniger zahlreichen, aber politisch im Klassenstaate übermächtigen Interessentenschicht siegreich durchgefochten werden. In dem Augenblick, wo die Mehrheit den Umsturz im Parlamente proklamierte, war das Volk den gierigen Zöllnern als Opfer prädestiniert. Der Kampf um die Formen ist also in Wirklichkeit hier ein Kampf um die Sache selbst. Und wer nur eine Ahnung hat von der weitausgreifenden Bedeutung der Neugestaltung unserer Handelsverhältnisse für unser ganzes Volk und seine Zukunft, der kann gar nicht darüber im Zweifel sein, daß hier das Wichtigste, das Aeußerste auf dem Spiele steht.

In den Kreisen der Umsturzmänner wird das Gerücht kolportiert, man müsse unter allen Umständen die Verhandlungen über den Zolltarif zu einem Ende bringen, weil sonst die an gewissen Stellen bestehenden Gelüste, „alle Volksrechte einer Revision zu unterziehen", d. h. mit anderen Worten: ein Attentat auf das Reichstagswahlrecht auszuüben, übermächtig würden. Nun, um ein Wort des Dichters zu gebrauchen: Das ist der Fluch der bösen That, daß sie fortzeugend Böses muß gebären. Solche Gelüste bestehen nicht erst seit gestern und heute. Deshalb braucht man den Hintertreppengerichten auch keine größere Bedeutung beizulegen, als sie haben. Wenn dem Esel zu wohl wird, dann geht er aufs Eis! Das gilt für die Blut- und Eisenmänner, die nicht müde werden zu hetzen und zu schüren; sie thäten deshalb selbst gut daran, nicht gar zu deutlich ihre Herzenswünsche zu verraten. Wir aber werden nicht müde werden, den Kampf für des Volkes Wohlfahrt und Recht zu führen, wie bisher!

Die militärische Klassenjustiz in Genf.

Z. Zürich, 30. November.*)

Der bürgerlichen Klassenjustiz in Genf, die mit der Verurteilung der drei Angeklagten Geiser und Redaktion des Volksrechts mit Freuden spielt, ist die militärische Klassenjustiz prompt mit gleichwertigen Leistungen gefolgt. Hatte jene aus der Zahl der 15000 Streikenden die drei Beurteilten ausgewählt, um an ihnen das herrschende Exempel zu statuieren, so griff die militärische Klassenjustiz aus der Zahl der 321 Dienstverweigerer 17 heraus, um durch ihre Bestrafung dem beleidigten heiligen Militärismus Satisfaktion zu verschaffen und für die Zukunft abschreckend zu wirken.

Die 17 Angeklagten waren lauter Arbeiter, mit Ausnahme des Arbeitersekretärs Sigg, der früher Lehrer war. Metallarbeiter, Uhrenarbeiter, Holzarbeiter, Hausmacher, Schreiner, Eisenbahnarbeiter, Straßenbahnangestellte 2c., die zum Teil organisiert sind und alle am Generalstreik beteiligt gewesen waren. Mit aufrichtigem, proletarischem Instinkt haben sie begriffen, warum die Regierung, die Geschäftsleitung der Genfer Bourgeoisie, das Militär aufgeboten hatte: sie sympathisierten, von Montag bis Freitag während Verhandlungen brachten darüber gründliche Aufklärung. Zum Schutze der bedrohten öffentlichen Ordnung hatte angeblich die Regierung das Militär aufgeboten und der Präsident des Kriegsgerichts, Alt-Bundesrat Lachenal, wiederholte immer wieder den Angeklagten diese durchaus unwahre Redensart. „Das Privateigentum war bedroht!" rief mit Ergriffenheit der französische Staatsanwalt mit dem gut deutschen Namen Lehmann schon in seiner ersten von den 17 Anklagereden aus, wodurch er der Wahrheit viel näher kam. Dieser Herr Lehmann scheint überhaupt die gewerkschaftliche Bekämpfung der Arbeiterbewegung gut studiert zu haben. Es ist alles nur Schablone, was er in seiner ersten Rede erklärte: „Die Streikenden dürften streiken, jedoch die Freiheit der anderen nicht beunruhigen. Er mache jedoch der Masse der Streikenden keinen Vorwurf. Sie sei zu den bekannten Exzessen verleitet worden durch die Feinde der sozialen Ordnung, die fremden Hetzer und Agitatoren, die alles verschuldet hätten. Das Truppenaufgebot richtete sich nicht gegen die Streikenden, sondern geschah aus Gründen der öffentlichen Sicherheit." Auf den Fall des Angeklagten, Töchter Karl Weis, einwendend, erklärte Lehmann, daß er sich irrte, wenn er glaubte, zur Niederwerfung des Streiks und seiner Anhänger unter die Fahne berufen worden zu sein. Indem er nicht gehorchte, wurde er zum Komplizen der Schürer und Hetzer, die die ganze Bewegung in der Hand hatten. Der Angeklagte durfte sich nicht auf sein Gewissen berufen! Der Herr Lehmann gab dann eine wunderbare Definition des Gewissensbegriffes, die darin gipfelte: „Die Gesetzesparagraphen (des Militärstrafgesetzes) ersetzen die Ueberzeugungen im Namen der allgemeinen Wohlfahrt." Alle andersdenkenden Ueberzeugungen haben sich also nach Herrn Staatsmann Lehmann von Gnade und Huld der im schweizerischen Militärstrafgesetz verkörperten Universalweisheit unterzuordnen. Aber die 321 proletarischen Musterknaben in Genf, die den Dienst verweigerten, mögen diese schöne Theorie schon aber den Haufen und der erste Angeklagte erklärte, daß er dem Dienstbefehl nicht gehorche, weil er gegen sein Gewissen ging. „Mir waren, als ob man verlangte, ich sollte gegen meine Brüder im Arbeitskleid ins Feld ziehen."

*) Infolge Raummangels verspätet.

[Nachdruck verboten.] [3. Fortsetzung.]

Nellys Millionen.

Ein fröhlicher Roman

von

Wilhelm Hegeler.

III.

Kirchhasel ist mit der übrigen Welt durch die Saalbahn verbunden. Wer sie nicht kennt, kennt nichts von der guten alten Zeit. Wenn man sich ein Menschenleben zurückversetzen will, braucht man nur im Winter eine Fahrt auf ihr zu unternehmen.

Dann sieht's im Innern des Waggons wie in einer Spinnstube aus. Um den mächtig glühenden Ofen sitzen Männer und Weiber schwatzend zusammen. Bei jeder Station kommt der in mächtigem Pelz steckende Schaffner herein, um die Glut anzufachen und neue Kohlen aufzuschütten. Die Fahrgäste, die ein- und aussteigen, sind einander alle bekannt. Die Schnupftabaksdose geht rund, hin und wieder auch die Schnapsflasche. Fremde aber sind so selten wie die anderen Sommervögel des Thüringer Landes.

Doch eines Januarnachmittags, als es gerade zum Knacken fror, als die Schneeflocken wirbelten, daß einem ganz weiß um die Augen wurde, da kam eine dicke Dame, die in einem bis zur Erde gehenden Pelz wie eine wandelnde Glocke aussah, auf den Schaffner zu und sagte mit süß flehender Stimme:

„Mein lieber Herr Kondukteur, geht dieser Zug vielleicht nach Kirchhasel?"

„Jawohl, meine Dame; Sie wünschen doch nich nach Kirchhasel?"

„Ja, ich möchte ein Damenkoupee, zweiter Klasse."

Der Schaffner sah die Dame ganz verdutzt an. In der Mitte des Zuges befand sich ein Wagen zweiter Klasse, der wie gewöhnlich leer war. Dort hinein stieß er den seltenen Fahrgast und reichte das Gepäck hinterher.

„Ach, mein lieber Herr Kondukteur, wollen Sie nicht die Liebenswürdigkeit haben, mein Gepäck oben hinauf zu legen. Wenn jemand einsteigt, so würde es doch aufs höchste genieren."

„Lassen Sie nur Ihr Gepäck hübsch liegen, wo's liegt. Sie brauchen keene Angst zu haben, daß da noch jemand reinsteigt. Wer sitzen sonst alle unter uns. Und von Uhlstädt kommt noch niemand mehr. Wollen Sie gütigst Ihr Billet vorzeigen?"

Die Dame holte aus ihrer Tasche ihr Rundreisebillet, das von Leipzig nach Kirchhasel ging.

„So, so," meinte der Schaffner. „Von Leipzig! Ene hübsche Stadt, aber sehr geratschnell. Da wern Sie unser Kirchhasel ganz anders finden. Was verschafft uns denn das Vergnügen?"

„Wie meinen Sie?" fragte die Dame, die wegen der offenen Thür jämmerlich fror.

„Na, ich meene bloß, wegen der guten Luft wern Sie doch bei so ene Temperatur nicht nach Kirchhasel gekommen sein. Das muß doch seine Gründe haben."

„Ich will den Pastor Beerenbusch besuchen. Kennen Sie den vielleicht?"

„Ja und ob ich en kenne! Das ist een ganz vorzüglicher Mensch. Erscht neulich hab ich ene wunderschöne Predigt von en gehört. Wie war mir gleich 's Thema?"

Während der Schaffner nachdachte, trat der Zugführer auf ihn zu und sagte:

„Woern Se nu wissen mer aber fort, es is Zeit zum abfahrn. Was stehn Se denn da vorn leeren Coupee?"

„Wer ham ne Fremde."

„Eene Fremde? . . ." sagte der Zugführer ganz erstaunt! „Na nu nee!"

Dann trat er aufs Trittbrett und beschaute sich auch die geheimnisvolle Erscheinung.

Aber der Stationsvorsteher, ein alter Berliner, der seiner Zeit bei der Staatsbahn angestellt gewesen war, bis er wie ein alter Wagen ausrangiert wurde, ärgerte sich über den verlängerten Aufenthalt. Er rief die beiden an:

„Nu jendelt aber endlich mal los! Ihr wollt hier wohl über Nacht bleiben?"

Der Zugführer pfiff. Der Schaffner schlug die Thür zu und brummte:

„Mich mal reden derf mer! Dabei steht doch im Reglement, daß mer höflich zu 'n Fremden sein sollu. Da heert doch alle Gemütlichkeit auf!"

Die Dame, die bei dieser Winterkälte sich der Saalbahn anvertraute, damit diese sie über die Wüste, die Kirchhasel von der Welt trennte, wegtrüge, war Fräulein Ida Feische.

Sie hatte sich ihrem geliebten Leipzig entrissen, der teueren Trägheit des gewohnten Lebens, den täglichen Kaffeekränzchen, Wohlthätigkeitsbestrebungen und fuhr nun in dieser Winterkälte durch das thüringische Land an schneebedeckten Tannenhügeln vorbei, an weißen weißen Feldern, auf denen Raben krächzten, und deren Totenstarre einem durch den Anblick allein das Herz erschaudern ließ.

Die Ursache dieses außergewöhnlichen Schrittes, nebst allem, was vorangegangen war, wogte in dem Kopf der alten, dicken Dame auf und ab und erregte dort so viel Gedanken, wie sie ihr Leben lang noch nicht gehabt.

Fräulein Ida Feische stammte aus der „Leipziger Wolle." Ihre Eltern, Großeltern, Urgroßeltern hatten mit Wolle ein kolossales Vermögen gemacht. Sie hatten durch Generationen hindurch so lange Wolle gewebt, Wolle gefärbt, mit Wolle gehandelt, bis sie schließlich selbst ganz verfilzt waren gleich einem alten wollenen Strumpf.

Diese Familieneigentümlichkeiten hatten sich ebenso vererbt wie das Geld. Wenn Fräulein Feisches Mutter sich auch schon vom Geschäft zurückgezogen hatte, so war sie selbst doch eine echte Wollene geblieben.

Sie saß auf ihrem Geldbeutel und hütete die Thälerchen ebenso ängstlich wie ihren guten Ruf. Klagte sie über die Teuerung der Zeiten, glaubte sich der Verschwendung schuldig zu machen, wenn sie mehr als die Hälfte ihrer Zinsen verbrauchte, und hielt den sicheren Zins für bevorzugend, wenn ein paar ihrer Papiere fielen, oder einige Aktien keine Dividende abwarfen. Dabei war sie weder hartherzig noch schmutzig geizig. Den Bettlern, die bei ihr vorsprachen, schenkte sie neben guten Lehren auch hin und wieder einen blanken Zweipfenniger, in den Kaffeekränzchen, die sie gab, wurde ebenso überreichlich

SLUB Wir führen Wissen. http://digital.slub-dresden.de/id416950779-19021206/1 gefördert von der Deutschen Forschungsgemeinschaft DFG